

Thurn, Susanne

"Offenheit ist für mich persönlich etwas ganz Wichtiges". Eine autobiographische Selbstdarstellung aus dem Jahr 1990

Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 365-376. - (Impuls Laborschule; 14)



Quellenangabe/ Reference:

Thurn, Susanne: "Offenheit ist für mich persönlich etwas ganz Wichtiges". Eine autobiographische Selbstdarstellung aus dem Jahr 1990 - In: Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 365-376 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308404 - DOI: 10.25656/01:30840; 10.35468/6110-18

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308404>

<https://doi.org/10.25656/01:30840>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Susanne Thurn

„Offenheit ist für mich persönlich etwas ganz Wichtiges“ – eine autobiographische Selbstdarstellung aus dem Jahr 1990

Susanne Thurn (1947–2021) studierte Grund- und Hauptschullehramt in Geschichte, Politische Bildung, Deutsch und Englisch an den Pädagogischen Hochschulen Köln und Bonn. Nach dem Ersten Staatsexamen 1971 sowie wissenschaftlichen Tätigkeiten als Historikerin unter anderem in Bremen und Amsterdam wechselte sie 1978 als Lehrerin an die Laborschule Bielefeld, die sie von 1990 bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2013 leitete. Parallel zu ihrer Tätigkeit an der Laborschule wurde sie 1993 an der Universität Osnabrück zu Fragen der Geschichtsdidaktik promoviert sowie 2013 zur Honorarprofessorin der Universität Halle-Wittenberg ernannt. Da das ursprünglich für diesen Band geplante (und auch bereits begonnene) schriftliche Interview mit Frau Thurn aufgrund ihres plötzlichen Todes im Oktober 2021 nicht mehr beendet werden konnte, wird an dieser Stelle eine autobiographische Selbstreflexion abgedruckt, die Frau Thurn bereits Ende der 1980er Jahre verfasst hatte. Diese „Selbstdarstellung“, konzipiert als schriftliches Interview, erschien 1990 als Bestandteil der Dissertation „Das Modell des Lehrer-Forschers an der Laborschule“ von Wiltrud Döpp (Bielefeld 1990, S. 279–294) und wird hier leicht gekürzt sowie mit freundlicher Genehmigung von Frau Döpp wiedergegeben. Darüber hinaus wurden einige sprachliche Anpassungen, insbesondere an die neuen deutschen Rechtschreibregeln, vorgenommen.

Warum ich mich an die Laborschule beworben habe und wie es mir dort ergangen ist? Ich glaube, meine Bewerbungsgeschichte dürfte ich eigentlich niemandem erzählen, ich habe sie auch noch niemandem erzählt. Also: Ich war gerade mit meiner zweiten Examensprüfung fertig, hatte auch für das kommende Schuljahr eine Stelle an der Gesamtschule, wollte sie aber nicht wahrnehmen, weil ich durch meine Arbeit vorher (in einem Forschungsprojekt) ein sehr hohes Arbeitslosengeld bekam und die Zeit von Dezember bis Schuljahresende ausschließlich für mich nutzen wollte, zum Lesen und Genießen usw.; ich hatte außerdem auch keine Lust, in dem halben Jahr nur irgendwo als Lückenbüßerin eingesetzt zu werden. Mein damaliger Schulrat jedoch, der auch bei meiner Prüfung dabei gewesen war, hatte der Schulleiterin der Laborschule auf ihre Anfrage hin gesagt, er

wüsste jemanden für sie, und ihr in diesem Zusammenhang wohl meinen Namen genannt. So rief diese mich eines Tages während eines noch laufenden Ausschreibungsverfahrens an und fragte, ob ich mich nicht bewerben wolle.

Ich muss nun allerdings ehrlich gestehen, dass ich zu diesem Zeitpunkt, obwohl ich schon über ein Jahr in Bielefeld war, gar nicht wusste, dass es dort überhaupt so etwas wie eine Laborschule gab. Ich hatte zwar im Rahmen meines Studiums den Namen Hartmut von Hentig schon gehört, konnte damit aber auch nicht mehr verbinden als mit anderen Leuten aus der Geschichte der Pädagogik.

Als mich dann jedoch M. Rieger anrief, dachte ich: Warum eigentlich nicht? Guck dir das in diesem Zusammenhang doch einfach mal an! Und so habe ich mich blitzschnell beworben, habe also innerhalb von drei Stunden alles zusammengesucht, damit die Ausschreibungsfrist gewahrt werden konnte, und mich danach auch schnell noch ein wenig über die Schule selbst informiert. Aber wie das so ist, das einzige Buch, das mir zunächst in die Hände fiel, war das gerade zwei Wochen vorher erschienene Protest-Buch der Bielefelder Lehrerguppe¹. Was darin stand, etwa zum Fach Englisch, fand ich dann allerdings nicht besonders überzeugend, also so, dass ich nach der Lektüre aufgeatmet und gesagt hätte: Ja genau, das ist es! Auch bei den Hospitationen, die zur Auswahltagung gehörten, habe ich vieles gesehen, was mich nach meinem ganzen Idealismus aus dem Referendariat inhaltlich gar nicht so schrecklich begeistert hat. Als dann jedoch die Gesprächsrunden anfangen, wurde es plötzlich spannend für mich, denn Hartmut von Hentig war mit dabei, und ihn fand ich nun doch sehr, sehr anregend – allerdings nur deshalb, weil ich mich mit ihm die ganze Zeit über gestritten habe. Wirklich, die ganzen zwei Auswahltage haben wir uns nur gefetzt – über Unterschichtdidaktik –, aber es war eben ein ausgesprochen spannendes Sich-Fetzen. Ich habe übrigens erst später so richtig begriffen, was ich dabei, wenn man so will, in seinem Sinne alles „falsch“ gesagt habe, denn er musste mich aufgrund meiner Ansichten ja zwangsläufig für eine extreme „Linke“ halten, die die Position der Autorengruppe vertrat.

Damals waren meine Vorstellungen allerdings auch tatsächlich eher unreflektiert geprägt von der 68er-Bewegung, um diesen kurzen Rückblick hier einzufügen. Ich hatte mich beispielsweise bewusst für die Ausbildung als Grund- und Hauptschullehrerin entschieden aus dem Gefühl heraus, etwas für die Arbeiter tun zu müssen, und wollte sozusagen bei den Arbeiterkindern damit anfangen. Meine gesamte Studienzeit und die nachfolgende wissenschaftliche Forschungstätigkeit über haben mich alle damit zusammenhängenden Fragen brennend interessiert; ich wollte die Welt verbessern und habe mich dabei auch mächtig mit meiner eigenen bürgerlichen Vergangenheit herumgeschlagen, also damit, ob ich immer so

1 Lehrerguppe Laborschule (Hg.) (1977): *Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest. Zehn Kollegen ziehen ihre Zwischenbilanz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

weitermachen könne und dürfe wie bisher usw. Insbesondere auch nach meinem ersten Staatsexamen habe ich mich im Rahmen eines Forschungsprojektes von A. Kuhn über historisch-politische Friedensarbeit sehr gezielt mit dieser ganzen Problematik beschäftigt, und auch bei meiner zweijährigen Mitarbeit an einem anderen, rein historischen Forschungsprojekt in Amsterdam war es letztlich darum gegangen. Zwar hatte das übergreifende Thema dieses Forschungsprojektes im engeren Sinne nichts mit Erziehung und Bildung zu tun – es handelte sich speziell um den Briefwechsel zwischen Kautzky und Bernstein, d. h. um die Auseinandersetzungen innerhalb der Sozialdemokratie über Revolution und Reform –, aber da dabei die Möglichkeit der Gesellschaftsveränderung durch Bildung immer auch miterörtert worden war, hatte auch hier die erzieherische Problematik indirekt eine wichtige Rolle gespielt. Ich selbst votierte übrigens grundsätzlich für eine radikale Position – und meine auch, dass es so bis heute geblieben ist, wiewohl ich inzwischen mehr modifiziere, also mehr Verständnis für die allmählichen reformerischen Veränderungsbemühungen aufbringe. Damals jedoch war ich, wie gesagt, noch uneingeschränkt radikal, aber Hartmut von Hentig – um wieder auf die Auswahltagung zurückzukommen – hat mir das Durchhalten meiner Position sehr schwer gemacht, jedoch immer so, dass ich, unterm Strich gesehen, diese zwei Tage ausgesprochen spannend fand, allerdings auch ausgesprochen anstrengend. Ich fühlte mich herausgefordert wie noch nie zuvor, ich musste mein Gehirn anstrengen, um ihm gewachsen zu bleiben, um seine „Fangfragen“ zu merken usw., also, es war wirklich ungemein anstrengend, aber irgendwie auch aufbauend und anregend. Sogar abends beim „Social life“ hat H. von Hentig sich noch neben mich gesetzt und pausenlos weiterdiskutiert über all die großen Streitfragen der – damaligen – Zeit, über die Habermas-Luhmann-Kontroverse, über den Positivismusstreit, über Marxismus und Erkenntnisinteressen usw.; ich weiß gar nicht, wie die anderen, die dabei waren, das erlebt haben müssen, ich denke, sehr unfair. Es war in diesen zwei Tagen so viel auf einmal, dass ich dachte, gleich platzt mein Kopf, aber es hat auch viel Spaß gemacht und mich gereizt – und dies war es dann auch wirklich, was mich an die Schule gebracht hat: diese Form von intellektueller Herausforderung, also eigentlich ein ganz unpädagogisches Interesse.

Ich will nun aber an dieser Stelle doch noch einen Schritt weitergehen, denn es gab auch noch eine andere Ebene von Motiven, die bei meiner Bewerbung eine Rolle gespielt haben. Durch meine ersten Praxiserfahrungen an der Gesamtschule war bei mir so etwas wie eine Praxisbegeisterung entstanden. Die wissenschaftliche Arbeit hatte mir zwar vorher viel Spaß gemacht, und es war zu dieser Zeit auch noch nicht unbedingt mein Lebenstraum gewesen, in den Schuldienst zu gehen – ja, ich war sogar ängstlich, ob sich dort mein Idealismus, gerade bezogen auf die historische Didaktik, würde halten können –, aber so war es dann während des Referendariats gerade nicht gekommen, denn ich bekam, unterstützt durch einen sehr guten, sehr offenen und liberalen Fachleiter, das Gefühl, dass ich gerade das kann: mit jungen Leuten umgehen und in ihren Köpfen was bewegen.

Ich fühlte mich damals tatsächlich frei bei der Auswahl meiner Inhalte und habe während des Referendariats meine kämpferische Herausforderung so weit getrieben, dass ich beispielsweise bei einem der Fachleiterbesuche eine Stunde in Geschichte gemacht habe mit ganz harten Positionen in Bezug auf die Frage, was in unserer Gesellschaft strukturelle Gewalt ist – und es ging. Das hat mir damals ungeheuer viel Selbstvertrauen gegeben und gleichzeitig auch noch Spaß gemacht. Ich weiß noch, dass auch bei meiner Examenstunde der Schulrat R. – also der, der mich später der Laborschule empfahl – anfangs empört hereinkam und über die Unterrichtsentwürfe dieser linken Frau schimpfte; so wie ich könne man das doch nicht sagen, das ginge doch nicht, ja, er war politisch geradezu empört über meinen Radikalismus, aber als er mich dann sah und ich überhaupt nicht seinem Bild von einer radikalen Revoluzzerin entsprach, war er erstmal irritiert, und nachdem er auch noch gemerkt hatte, dass ich in meinem Unterricht die ganze Sache pädagogisch und nicht doktrinär anfasste, hat er mir sozusagen alles Revolutionäre völlig verziehen und ist auch in den Prüfungsgesprächen nur noch am Rande darauf eingegangen. Und genau diese Verbindung hatte mir Spaß gemacht, dies Gefühl, ich kann politisch sauber bleiben, ich muss mich nicht verkaufen, und ich kann es didaktisch in der Art umsetzen, wie wir es uns vorher im Kämmerchen überlegt haben. Es ist also gar nicht so, wie die anderen immer sagen, sondern durchaus so, dass beides geht. Auf diese Weise gab es bei mir damals weder einen Praxisschock noch musste ich mich politisch verkaufen, und eine Zeitlang hätte ich auf diese Weise wohl auch an der Gesamtschule weiter unterrichten können, aber, als ich dann bei dieser Auswahltagung und vor allen Dingen in den Gesprächen mit Hartmut von Hentig die Möglichkeiten zu ahnen begann, die ich an der Laborschule haben würde, fand ich es dann doch schon noch reizvoller, dort zu arbeiten, weil ich glaubte, dort könnte ich eben noch mehr in der von mir angestrebten Richtung bewegen.

Ich fand es übrigens bezeichnend für Hartmut von Hentig, dass er nach der Auswahltagung für mich votiert hat, wie mir später erzählt wurde. Die Frau Thurn sei zwar eine Linke, habe er gesagt, und mit denen habe er es ja im Moment so gar nicht, aber sie bringe das, was sie sage, so intelligent vor, dass er dafür sei, sie trotzdem zu nehmen. Dies hat jenes damals bei mir vorherrschende Lebensgefühl noch sehr verstärkt: Man kann durchaus radikal sein und trotzdem Möglichkeiten haben, wenn man nur die Chance wahrnimmt, die eigene Position vernünftig zu begründen, also so, dass die anderen dabei nicht von vornherein nur das Negative hören.

So hat das mit mir an der Laborschule angefangen, also eigentlich schrecklich naiv, wenn ich daran denke, dass sich andere jahrelang mit dieser Schule beschäftigt und sich erst daraufhin dort beworben haben.

Nachdem ich die Stelle bekommen habe, sollte ich auch gleich anfangen. Ich habe jedoch erst einmal ganz harte Forderungen beispielsweise im Zusammenhang mit

meiner Verbeamtung gestellt, die „durch“ sein sollte, bevor ich anfang, oder auch in Bezug auf die Zusage für eine 14-tägige Beurlaubung während des noch laufenden Schuljahres für eine Forschungsreise nach Moskau, die noch mit meinem alten Job zusammenhing. Ich konnte mir diese harte Haltung leisten, denn ich lebte ja von meinem hohen Arbeitslosengeld – 1600,- DM fürs Nichtstun –, und mein Idealismus in Bezug auf Schule, Kinder und Dort-etwas-verändern-Wollen war noch lange nicht so ausgeprägt wie heute. Meine Verbeamtung wurde durch meine fordernde Haltung nun tatsächlich auch sehr beschleunigt, und im April begann ich dann als Lehrerin an der Laborschule – allerdings zunächst bis zum Schuljahresende auch nur als Lückenbüsserin. Ich hatte wer weiß nicht wie viele Gruppen, dabei auch eine, mit der ich überhaupt nicht klarkam, und das war schon ein sehr anstrengender und schwieriger Einstieg für mich. Er hatte jedoch auch seine Vorteile, weil ich dadurch die ganze Spannweite von Laborschule mitbekam, allerdings auch den Nachteil, dass ich nicht gleich zu Beginn die besonderen Möglichkeiten der Pädagogik an dieser Schule entdecken konnte; dies kam erst später.

Trotzdem erinnere ich mich an das erste irre Erlebnis mit der Pädagogik dieser Schule. Ich bereitete meinen Unterricht immer sehr gut vor, aber dann kamen die Schüler zu mir und sagten: Gut, können wir jetzt in die Bibliothek gehen? Ich war völlig verunsichert, und nur, weil sie mir so erwachsen vorkamen, habe ich mich nicht getraut, etwas dagegen zu sagen. Aber die gingen tatsächlich in die Bibliothek, kamen wieder und hatten offensichtlich dort auch noch gearbeitet, und das fand ich, wie gesagt, schon sehr irre.

Dass ich in dieser schwierigen Fachlehrersituation damals mit nahezu allen Gruppen gut klarkam – was ich im Nachhinein fast selbst nicht mehr verstehe –, muss für die anderen, die mich insgeheim wohl sehr genau beobachtet haben, ungewöhnlich gewesen sein, es hat mir wohl auch viel Zustimmung eingebracht. Mir hat übrigens in dieser ersten Zeit Heide Bambach sehr geholfen, die ich als Einzige aus dem Referendariat kannte und die damals meine Arbeit besonders genau beobachtete, weil in einer der Gruppen, in denen ich unterrichtete, auch ihr Sohn war. Was für „Neue“ am Anfang so besonders wichtig ist – Bestätigung, Lob, Hilfe, Anregung –, das hat sie mir dabei gegeben und mir damit ungemein geholfen; aber dass ich mit ihr dann zwei- oder dreimal zum Teetrinken gegangen bin, hat mir auch gleich meinen guten Ruf bei den „Linken“ versaut – es muss so gewesen sein, anders ist meine bald erfolgte Zuordnung zu den „Rechten“ für mich nicht zu erklären. Und dabei hatte ich zum damaligen Zeitpunkt den „Buchkonflikt“ noch gar nicht genau verstanden. Das Zweite übrigens, was mir den Ruf versaut hat, war die Tatsache, dass ich über mein Fach Englisch dem „rechten“ Erfahrungsbereich Sprache angehörte, obwohl ich mich eigentlich sehr viel mehr für Geschichte, mein zweites Fach, interessierte und auch zum Erfahrungsbereich „Sozialwissenschaften“ ging, dessen „starker Mann“ sich mir gegenüber jedoch

ausgesprochen rivalisierend verhielt. Er hatte wohl irgendwelche Ängste um den Verlust seines Führungsanspruchs, obwohl ich mich selbst viel zu sehr als Anfängerin fühlte, um mit ihm zu konkurrieren. Damals entstand in diesem Erfahrungsbereich eine Ablehnung mir gegenüber, die ich anfangs überhaupt nicht verstehen konnte: Ich konnte sagen, was ich wollte, ich kriegte immer eins auf den Deckel. Mit dem, was ich im Kopf hatte, kam ich überhaupt nicht an, keiner hörte mir wirklich zu, und obwohl ich selbst immer das Gefühl hatte, dort wäre der einzige Kreis gewesen, in dem ich tatsächlich etwas zu sagen gehabt hätte – wenn irgendwo, dann dort zum Thema Geschichtsunterricht –, war die ganze Gruppe mir gegenüber eben nicht offen, sondern verdeckt feindselig.

Mir hat darum die inhaltliche Arbeit im Erfahrungsbereich Sprache, in dem auch Hartmut von Hentig war, zunehmend mehr Spaß gemacht; dort gab es immer wieder auch die kontroverse Diskussion und damit die intellektuelle Herausforderung, die ich ja von Anfang an in dieser Schule gesucht hatte.

Über mein Fach Englisch bin ich dann auch mit Heide Bambach in einen Arbeitszusammenhang gekommen, da ich in ihrer Gruppe den „Frühbeginn Englisch“ übernahm. Diese Zusammenarbeit wurde für mich in der Folge sehr wichtig, weil ich über sie einen Zugang zur Pädagogik fand, nach dem ich „irgendwie“ schon lange suchte. Was mich daran allerdings so faszinierte und herausforderte, wusste ich zum damaligen Zeitpunkt selbst noch nicht so genau, ich will aber versuchen, es hier im Rückblick sozusagen zum ersten Mal auch für mich zu sortieren und verständlich zu machen.

Ich erinnere mich, dass ich es schon in der Gesamtschule am meisten genossen habe, mit den Schülerinnen und Schülern nicht nur Sowi-Unterricht zu machen, sondern auch Betreuungsstunden zu geben oder mit ihnen auf Klassenfahrt zu gehen – das bedeutete jedes Mal schon so einen kleinen Hauch von Pädagogik für mich. Meinen Fachunterricht fand ich damals zwar nicht gerade grässlich, aber es war halt so, dass nicht mein ganzes Herz an dem hing, was ich dort machte. Die pädagogische Arbeit von H. Bambach hat mich dann damals sofort überzeugt, so dass ich mich sehr schnell dazu entschlossen habe, auch so wie sie arbeiten zu wollen: Ich wollte die Kinder so kennen wie sie, alle meine Fächer dort haben, wo ich auch pädagogisch etwas entwickeln und ausprobieren konnte, z. B. einen Tag als Ganzen zu gestalten oder eine Woche, einen Monat, ein ganzes Jahr, und wo ich als Betreuungslehrerin für alles die Verantwortung trug. Denn eigentlich wollte ich immer schon mehr als nur irgendein Wissen „übertransportieren“, ich wollte, wie soll ich es ausdrücken, immer mit Schülern in ein Gespräch kommen, in einen gemeinsamen Lebens- und Arbeitszusammenhang. Der Unterricht, den ich in der Gesamtschule machen musste, war mir vor allem auch deshalb zu wenig gewesen, weil ich immer gespürt hatte, dass ich vor der Klasse letztlich nur der Entertainer war. Egal, wie fortschrittlich ich meinen Unterricht zu gestalten versuchte, ich war dort der Entertainer, auch wenn ich's noch so differenziert

machte in meinen 45 Minuten und mit den drei Lernniveaus, für die ich jeweils Arbeitsblätter mitbrachte. Mit dieser Art von Unterricht – so mein Gefühl – wurde ich den einzelnen Kindern nicht gerecht. Die Schwierigen konnte ich durch ihn höchstens zähmen – mit Freundlichkeit und netten Worten –, aber inhaltlich nicht erreichen. Den besonders Klugen wurde ich aber auch nicht gerecht. Wenn ich ihnen etwa gesagt hätte: „Geht schon mal in die Bibliothek und arbeitet vor“, so hätten sie dies einfach nicht gekonnt; ich wollte jedoch auch meinen kostbaren Englisch-Unterricht nicht opfern, um solche Arbeitsformen mit ihnen zu entwickeln. Dies geht nur, so meine Erfahrung aus dem ersten Jahr an der Laborschule, wenn das alles im Rahmen einer gemeinsamen Lebensform als eine Einheit gesehen wird. Was auf diese Weise entsteht, ist aber qualitativ etwas anderes als Unterricht, es läuft auf ein Miteinanderleben und -lernen hinaus. Die logische Folgerung daraus bedeutete also für mich, dass ich versuchen musste, vom Unterricht wegzukommen – wohin genau, wusste ich allerdings noch nicht, aber, wie gesagt, ich war auf der Suche danach. Ich sah mich darum in der Schule auch sehr genau um, fand beispielsweise die damals noch uneingerichteten Flächen der anderen Gruppen mit ihren Buden und eigenwilligen Arrangements auch sehr faszinierend und offen, merkte aber, dass das, was ich suchte, doch noch anders sein musste, und dies andere habe ich eben bei Heide Bambach zum ersten Mal gespürt. Bei ihr gab es wirklich keinen Unterricht mehr, sondern eine Aufeinanderfolge von ganz offenen Lernsituationen; bei ihr konnte ich sehen, wie sie mit einzelnen Kindern arbeitete und wie sie Gruppenprozesse sich entwickeln ließ, die bei allen Kindern und in der Gruppe eine gelassene, ruhige, schöne und auch individuelle Stimmung erzeugten.

Ich erinnere mich jetzt übrigens auch wieder an meinen Mentor in der Gesamtschule, der dies auf seine Weise auch konnte; von ihm habe ich wahnsinnig viel in Pädagogik gelernt. Er kannte seine Schüler sehr gut, machte zwar keinen so differenzierten Unterricht, konnte aber jeden Einzelnen auf seine Weise ansprechen. Er wusste auch über jeden Schüler ganz viel und hat sich ungeheuer um jeden bemüht. Er ist zwar anders mit Gruppenkonflikten umgegangen, als es meine Art gewesen wäre, aber es war doch faszinierend, ihn dabei zu erleben: Die Schüler mussten sich richtig an ihm abarbeiten, er war direkt und offen zu ihnen, und er nahm dabei sogar in Kauf, sie zu beunruhigen und zu irritieren, ja, er hielt es aus, wenn sie ihn auch mal gehasst haben, d. h., er war nicht abhängig von der Liebe der Schüler. Er ließ ihnen auch ihre Fragen und Probleme, indem er sie nicht in jedem Falle aufzulösen suchte, und hielt auf diese Weise manches, was bei ihnen selbst noch ambivalent und unklar war – z. B. bei den Mädchen ihr eigenes Rollenverständnis –, in der Schwebe. Aber genau damit forderte er sie nur umso nachdrücklicher heraus, sich ernsthaft damit zu beschäftigen bzw. über sich selbst nachzudenken. Dies alles hat mich also sehr beeindruckt, und die Wirkung auf die Schüler war fantastisch. Damals war bei mir schon der Wunsch entstanden,

mit einer Gruppe so eng und so pädagogisch umzugehen, wie er mir das vorgelebt hat, und ich dachte, dass dies in einer kleinen überschaubaren Schule sicherlich leichter sein dürfte als in so einem Mammutsystem, wie es die Gesamtschule ist. Auch dort habe ich übrigens im Grunde genommen schon versucht, vom Unterricht, d. h. etwa vom Bild des dozierenden Lehrers, wegzukommen. Ich habe z. B. bei meiner Examensstunde mir den Spaß erlaubt, die ganze Stunde über nicht einmal den Mund aufzumachen, was damals eine absolute Sensation darstellte – eine Examenskandidatin sagt beim Examen kein einziges Wort – und habe viel damit herumexperimentiert, wie Schülerinnen und Schüler Themen in Gruppen erarbeiten, aber auch die Zusammenführung der einzelnen Themen selber wieder in einer eigenen Diskussionsgruppe strukturieren können. Ich habe also dort schon einen vergleichsweise offenen Unterricht versucht, aber letztlich war es doch wieder so: Ich hatte die Arbeitsblätter für alle, und alle machten in den folgenden 45 Minuten sehr frei, was ich ihnen vorgegeben hatte und was ich von ihnen wollte. Bei Heide Bambach aber, da war eine Grenze überschritten, das war etwas anderes, das war sozusagen entschulte Schule, so wie ich sie mir vorstellte.

Was diese Idee für mich bedeutet, ist nicht leicht zu sagen, und ich scheue mich auch vor den pathetischen Sätzen, die sich mir an dieser Stelle aufdrängen. Aber wenn ich sagen sollte, was „die Grenze in Richtung auf eine Entschulung der Schule überschreiten“ für mich persönlich bedeutet, so würde ich sagen: versuchen, Kinder zu sich selbst zu führen, damit das Beste in ihnen zum Vorschein kommen kann. Dahinter steht für mich die Vorstellung: Je mehr ich jemanden zu sich selbst führe, umso besser ist er auch – daran hängt sozusagen eine ganze Weltbildphilosophie, über die ich schon als Kind viel nachgedacht habe. Mit meinem Vater habe ich beispielsweise jahrelang theologische Streitgespräche darüber geführt, ob der Mensch eigentlich von sich aus gut ist oder nicht. Ich behauptete dabei, dass alle Menschen etwa an solchen Zielen, wie ich sie auch in meinem Geschichtsunterricht verfolge – Friedensfähigkeit im umfassenden Sinne, Mitmenschlichkeit, andere nicht leiden sehen wollen und können, teilen wollen und können usw. –, selbst ein ursprüngliches und angeborenes Interesse haben, was mein Vater bestritten hat, denn er hing als Christ der Vorstellung von der christlichen Erbsünde an, woraus für ihn folgte, dass der Mensch nur durch moralische Vorgaben gut werden kann. Ich bin jedoch – auch heute noch, mit über vierzig – völlig sicher, dass eigentlich jeder Mensch gut ist, von sich aus, und dass er, wenn er es nicht ist, bloß daran gehindert wird, gut zu sein. Wenn nun aber meine Position stimmt, wovon ich, wie gesagt, überzeugt bin, dann folgt daraus natürlich, dass es letztlich nichts bringen kann, wenn ich Kindern vor der Klasse etwas von der Revolution vorerzähle, denn das verbessert die Welt und sie selber ja überhaupt nicht, sondern dass ich aus jedem von ihnen das „Gute“ herausholen muss, das in ihnen steckt. Ich stelle mir vor, dass nur dies die Welt tatsächlich verbessert und dass ich darum, strenggenommen, in der Schule nur diesen Weg gehen kann, wenn ich die Ziele meines Geschichtsunterrichts erreichen will.

Mich stört zwar der Gedanke, dass alles, was ich jetzt sage, wieder sehr pathetisch klingt, aber im Grunde sind von diesen Überzeugungen auch meine Vorstellungen von der besseren Welt geprägt, zu deren Verwirklichung ich als Lehrerin ja beitragen möchte: Diese bessere Welt soll eine Welt sein, in der Kinder so gut sein können, wie sie meiner sicheren Überzeugung nach wirklich sind, eine Welt, in der sie einfach – Menschen sein können. In der Welt, über die ich nachdenke, müssten die Menschen arglos immer wieder auf das Beste im anderen hoffen und vertrauen können, und in dieser Welt könnten die Menschen sich darum auch offen begegnen.

Gerade diese Art von Offenheit ist für mich persönlich etwas ganz Wichtiges, diese Offenheit möchte ich auch den Kindern gegenüber realisieren, denn ich stelle mir vor, dass sie es im Leben leichter haben werden, wenn sie ermutigt worden sind, offen zu sein oder sogar offen offensiv mit ihren Problemen umzugehen – auch wenn sie Rückschläge bekommen, auch wenn sich ihre Offenheit gegen sie selbst richtet, was ja passieren kann. Aber ich meine, dass man die Verletzlichkeit, die man durch Offenheit bekommt, durchaus in Kauf nehmen kann, dass es also unterm Strich für ein Leben mehr bringt, offen zu sein, als alles zu vertuschen. Das Unangenehme, das durch Offenheit ausgesprochen wird, ist meiner Meinung nach zu ertragen, wenn dem anderen gleichzeitig damit auch die Motive des eigenen Handelns klargemacht werden, wenn ich ihm also beispielsweise sage, warum ich dieses oder jenes tue. Selbst wenn dies im Einzelfall noch so unangenehm für den anderen ist, kann der, denke ich, mit diesem Unangenehmen leichter umgehen, wenn er weiß, warum es so ist oder so geschieht oder ihm angetan wird. Wie gesagt, dies alles finde ich leichter zu ertragen als Maskierung oder Gleichgültigkeit.

So offen und direkt zu sein und so viel ambivalente Gefühle zuzulassen, wie beispielsweise mein Mentor bei seinen Schülerinnen und Schülern zugelassen hat, das ist allerdings nicht meine Art, aber ich suche und genieße im Grunde solche Situationen, wo ich mit den Kindern auf meine Art offen sein kann. Das geht jedoch nur jenseits von Unterricht, wenn ich etwa kein Englisch machen muss, sondern mich mit den Kindern an die Tische setzen und mit ihnen über ihre Arbeiten, aber auch über ihre ganz privaten Dinge reden kann, wenn wir also entspannt und zufrieden zusammensitzen und ich mitten unter ihnen bin. Ich genieße das und die Kinder genießen das auch, und wenn sie mir dann etwas erzählen, so gehört das dazu, obwohl ich manchmal in Bezug auf unsere Arbeit ein schlechtes Gewissen habe, aber irgendwann kommen wir dann ja auch wieder weiter damit. Ich versuche, ihnen in solchen „offenen Situationen“ etwas über die Sache, mit der wir uns beschäftigen, zu erzählen, und wenn ein Kind ganz lustlos ist und den Dreh nicht findet, dann versuche ich es auch gar nicht mit didaktisch und methodisch geschickten Maßnahmen, sondern suche nach anderen Wegen, indem ich ihm beispielsweise vermittele, wie ich selber an die Sache

herangehen würde. Es tauchen ja oft auch Schwierigkeiten auf, bei denen ich die Probleme der Kinder sofort nachvollziehen und verstehen kann, warum das, aus ihrer Sicht betrachtet, so schwer ist. Hier versuche ich dann, ihnen verschiedene Lösungsmöglichkeiten, ob man es so machen könnte oder so, vorzustellen, sage ihnen auch schlicht einmal Sachen vor, Sachen, die mir spontan einfallen, und sehe, ob dies dazu führt, dass sie dann wieder einen Ansatzpunkt finden. Oft habe ich in solchen Situationen mit einzelnen Schülerinnen und Schülern über die Unterrichtszeit hinaus einfach weitergearbeitet, z. B., als wir einmal ein englisches Theaterstück geschrieben haben – ein Bestandteil meines Englisch-Curriculums – und jedes Kind darin seine Traumrolle bekommen wollte und sollte. Da haben wir dann so lange überlegt, bis auch noch der Polizist, die kleine Schwester und der Discjockey untergebracht waren. Dies fand ich übrigens jedes Mal wieder auch pädagogisch gesehen sehr gut, weil dadurch mein Blick noch einmal in ganz anderer Weise freigesetzt wurde für das, was Kinder sonst in sich verschlossen halten. Gerade diese verschlossenen Kinder waren es, zu denen ich oft auf andere Weise gar keinen Zugang mehr finden konnte. Ich hatte z. B. ein Kind, das war so verschlossen, dass es für mich bei allem Bemühen nirgendwo mehr einen Punkt gab, an dem ich ansetzen konnte, um einen Zugang zu ihm zu finden, und dies hat mich sehr getroffen, dies habe ich geradezu als ein Versagen empfunden, denn ich habe ja den Anspruch, gerade auch bei diesen Kindern so lange zu suchen, bis ich den Punkt gefunden habe, der sie für mich wieder liebenswert, interessant und spannend macht, der mir sozusagen einen Zugang zu dem „Guten“ in ihnen wieder ermöglicht. Natürlich gelingt mir dies bei den einzelnen Kindern in unterschiedlicher Weise, und manchmal verhalte ich mich im Grunde auch noch ganz lehrertypisch, wenn ich ein Kind, das sich vor der Welt versteckt und nach außen ganz unbedarft und uninteressant erscheint, nicht groß beachte und mich stattdessen eher den Schülern, die pausenlos stören, oder solchen, die einem dauernd eine intellektuelle Herausforderung sind, zuwende. Erst hinterher ist mir beispielsweise bei einem Kind, das bei mir nur so mitgelaufen ist, aufgefallen, was ich an ihm alles versäumt habe, auch, wie viel Hass, Kummer und Schmerz hinter seiner unbeteiligten „Maske“ verborgen waren, was später erst über eine schwere pubertäre Neurose sichtbar wurde, und dies hat mich, als ich davon erfuhr, dann doch noch einmal sehr belastet.

In meiner letzten Gruppe habe ich darum das Theaterspiel noch intensiviert, um gerade darüber einen noch besseren Zugang zu jenen verschlossenen Kindern zu bekommen. Erst wenn dies bei allen gelungen ist, kann ich mich als die gute Lehrerin fühlen, die ich sein will, denn dies erst bestätigt sozusagen meine Überzeugung, dass Kinder nicht die so oft beschriebenen Biester sind, sondern ganz spannende, interessante und ungeheuer vielschichtige und sehr schwierige junge Menschen – nicht in der Masse, die finde ich immer uninteressant, sondern als Einzelne –, und diesen „offenen Unterricht“ kann ich dann auch genießen, so wie

man, glaube ich, immer genießt, wenn man freundlich miteinander umgeht und das Gefühl hat, man hat die Zeit nicht vertan, sondern war glücklich miteinander. Immerhin schimmert da ja etwas von der besseren Welt hinein, von der ich gesprochen habe, und dies gibt mir dann das gute Gefühl: Ja, es geht, so erreichst du deine Ziele, so bleibst du dir treu und erfüllst dennoch deine Aufgabe als Lehrerin. Diese ist mir selbstverständlich nach wie vor wichtig, denn nur die Schule zu entschulen, reicht natürlich nicht aus.

Ich bin, von heute aus betrachtet, der Realisierung meiner Ziele wohl auch wirklich schon nähergekommen, aber es bleibt noch viel für mich zu lernen und zu entwickeln. Ich möchte z. B. versuchen, einen noch günstigeren Stundenplan zu bekommen, am liebsten jeden Tag die ersten beiden Stunden für die „Sachen“ und den Nachmittag sozusagen für die Projekte mit den freieren Begegnungsmöglichkeiten, und ich möchte eigentlich auch noch freier arbeiten, noch offener, noch differenzierter. Ich habe zwar schon viel davon realisiert, aber zeitweise haben mir auch die Kraft und die Zeit dazu gefehlt, den Überblick über alles, was dabei gearbeitet und gelernt wurde, zu behalten. Ich habe zwar immer wieder riesige Tabellen geführt, um einzutragen, an welchen Aufgaben die Kinder arbeiten und wie weit sie damit gekommen sind, aber, wie gesagt, diese Art von Unterricht hat mich auch überfordert, so dass ich mit jener wünschenswerten Erweiterung offener Angebote und offener Lernsituationen noch nicht so weit gekommen bin, wie ich es anstrebe.

Auch den sogenannten Sonderschulkindern werde ich noch nicht so gerecht, wie es sein müsste. Ich hatte auch in meiner letzten Gruppe wieder eines, ein Mädchen, das einfach so mitgelaufen ist, und meine Differenzierung für dieses Kind bestand darin, ihm letztlich nur weniger abzuverlangen als den anderen Kindern, genauer hinzusehen und gezieltere Aufgaben abzustecken, die es bewältigen konnte; ob ich dem Mädchen damit aber letzten Endes wirklich geholfen habe, weiß ich nicht – obwohl ich glaube, dass es ihr auf einer Sonderschule bestimmt schlechter gegangen wäre. Unterm Strich hat sie nie ihren Mut verloren, war fleißig und hat auf den Hauptschulabschluss hingearbeitet, aber trotzdem denke ich, dass da trotz ihres durch das häusliche Milieu zurechtgestutzten Wesens noch viel mehr rauszukitzeln gewesen wäre, dass ich dazu aber mehr Zeit gebraucht hätte, um mich während des Unterrichts mit ihr hinzusetzen, mich mit ihr, so wie ich es oben beschrieben habe, nett zu unterhalten – aber so weit bin ich bei ihr eben nicht gekommen. Sie war und blieb immer nur freundlich, ohne einen Funken von eigenständigem Denkenkönnen, und dann habe ich abends oft gedacht: Verdammte, was hat das Kind denn heute gelernt? Unterm Strich musste also reichen, dass ich immer wieder an mir gezweifelt und mir Gedanken über sie gemacht habe – aber damit waren meine persönlichen Grenzen schon erreicht. Nicht an Phantasie fehlt es mir also – ich wüsste schon, was ich noch besser machen könnte –, oft aber an Kraft und Zeit.

Einmal, als ich einen sehr guten Sozialarbeiter mit in meiner Gruppe hatte, da konnte ich tatsächlich ein Stück über diese Grenze hinausarbeiten. Dieser Sozialarbeiter war genauso begeistert und engagiert wie ich, er konnte auch genau das, was ich nicht konnte, und hat mich damit sehr entlastet, so dass ich freigesetzt war für das andere, das ich oben beschrieben habe, für Gespräche und Begegnung. Ich würde eine solche Art von Teamarbeit auch gerne noch einmal wiederholen, um etwa durch die Kooperation mit anderen Fachlehrerinnen und -lehrern zu versuchen, in dem mir vorschwebenden entschulten Schultag alles das unterzubringen, was curricular hineingehört. Das aber bedeutete im Grunde genommen eine radikale Neustrukturierung der Schule – und der stehen nach meinem Eindruck derzeit auch strukturelle Grenzen in den Stufen III und IV gegenüber, die von Jahr zu Jahr deutlicher werden; im Grunde genommen wird dort ja das Entschulungskonzept so, wie ich es beschrieben habe, noch abgelehnt. Ich glaube, das liegt auch daran, dass dafür noch einmal ein neuer Reformelan nötig wäre, den ich wohl noch in mir spüre, denn ich fühle mich überhaupt noch nicht am Ende, und ich möchte, so wie ich es beschrieben habe, auch noch unglaublich viel lernen, Neues ausprobieren, neue Wege gehen, aber ich fürchte, dass es nicht sehr viele Kolleginnen und Kollegen gibt, die dies ebenso wollen wie ich. Viele sehen wohl – und dies ist möglicherweise auch ein bisschen der Zug der Zeit – ihren Beruf nur noch als Beruf an und versuchen, ihn und ihren übrigen Alltag so zu arrangieren, dass Beruf und Leben strikt voneinander getrennt bleiben, die Wochenenden für „das andere Leben“ reserviert sind usw. Gemessen daran finde ich meine Position eigentlich nach wie vor radikal, um nicht zu sagen revolutionär.

Den üblichen Lehrerarbeitstag – morgens Unterricht, nachmittags Hefte korrigieren – finde ich grauenhaft, obwohl natürlich in anderer Weise „grauenhaft“ anstrengend ist, was ich derzeit mit unheimlich viel Kraftaufwand versuche. Oft kenne ich dabei meine Grenzen nicht gut genug und bin mehr als kaputt, und vielleicht lerne ich es in diesem Leben auch nicht mehr, besser mit meinen Kräften hauszuhalten, aber dennoch muss ich sagen, dass es mir bei alledem sehr gut geht, dass ich sehr zufrieden mit meinem Leben bin. Dass beides – Privatleben und Schule – miteinander zu vereinbaren ist, ist dabei, wie gesagt, sehr wichtig für mich, aber trotzdem hat, um dies hier zum Schluss noch einmal klarzustellen, für sich Schule auch immer Schule zu bleiben; „adoptieren“ will ich die Kinder mit gutem Grund nicht. Sie sollen wohl an meinem Erwachsenenleben teilnehmen, und ich will ihnen auch viel davon erzählen, was ich sonst noch mache, aber genau darum muss es eben auch eine fühlbare Grenze zwischen beiden Bereichen geben, die nicht verwischt werden darf.